

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Verlags- und Druckereigebäude 1. No. 280.

Druckerei No. 41. Dresden.

Die Sächsische Arbeiter-Zeitung erscheint wöchentlich samstags; Sonnabends mit dem Beiblatt „Nach der Arbeit“ Preis monatlich 60 Pf., 3/4 Bogen 20 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich 2 Mk. 50 Pf.

№. 280.

Preis 2 Pf. 50 H.

Dresden, Freitag den 2. Dezember

Der tägliche Preis pro Blatt 5 H.

1892

„3. Monats-Fabrikarbeiterin.“

In eine ganz komische Entzweiung sind die sächsischen und außer-sächsischen Unternehmungsblätter über die Schilderungen aus dem Leben der Fabrikarbeiterinnen gerathen, welche eine Schriftstellerin aus der bürgerlichen Frauenemancipationsbewegung dieser Tage veröffentlicht hat. Eine Frau Dr. Minna Wettstein-Abelt reiste im Vierteeljahr in sächsischen, bayerischen und schweizer Industriestädten herum, arbeitete theilweise in den Fabriken selbst, besuchte in der übrigen Zeit die Wohnungen und Unterhaltungslokale der Arbeiter und suchte im mündlichen Verkehr mit den Besuchen möglichst viel zu lernen. Nun hängt dieser Dame aus der Bourgeoisie natürlich noch ein Theil aller jener unangenehmen Eigenschaften an, welche unsere Bourgeoisie auszeichnen. Die Frau Doktor prahlt gerne mit ihrem „Wagniß“ und schreibt auf den Titel ihres Buches (Verlag von J. Neuber, Berlin 1892) „3. Monats-Fabrik-„Arbeiterin“, während sie thatsächlich diese Zeit nur zum Studium der Verhältnisse benutzt hat, nicht aber fortwährend aktive Fabrikarbeiterin war. Sie ist ferner nicht so geklärt in der systematischen Darstellung ihrer Beobachtungen, daß sie verschiedene Orte und verschiedene Zeiten gehörig auseinanderstellt; ihre „Einleitung“ erweckt den Eindruck, als handele es sich lediglich um Arbeiterinnen von Chemnitz und Umgebung; in Wirklichkeit werden Erfahrungen aus anderen Gegenden unter die sächsischen gemengt. Jeder Medakteur des kleinsten Blattes unserer Partei würde vermuthlich seine Mittheilungen sorgfältiger abzufassen wissen, als diese bürgerliche Dame, die nach Mädchenschwärmereien ruft und sich dabei hin und wieder selbst Perfektionen gegen die Regeln der deutschen Sprache zu schulden kommen läßt. Alle diese Schwächen der Schrift können dem Leser nicht verborgen bleiben, und es fragt sich nun, ob hinter der unrichtigen Form ein Inhalt zu finden ist, der aus richtigen Beobachtungen beruht und bei dem der Nütz einer offenen Aussprache zur Geltung kommt. Diese Frage stellen aber die bürgerlichen Blätter gar nicht, die sich in so komischer Weise über die bürgerliche Frau Doktor entrichten. Die gesammte Unternehmungspreste von den konservativen sächsischen Amtsblättern herunter bis zur „Frankfurter Hg.“ ist vielmehr froh, in den äußerlichen Ungeklärtheiten und Fröhlichereien des Buches eine Handhabe gefunden zu haben, um an der bürgerlichen Frau, die immerhin den Nütz der persönlichen Nachforschung und des Ausdrucks ihrer Ueberzeugung gehabt hat, die Strafe der sofortigen moralischen Verbrennung zu vollziehen. Da spricht das schöne „Reichs-Zeitung“ von Ehrgeiz und Eitelkeit, die

„Frankf. Hg.“ von „sozialer Schnellphotographie“

und ähnlichen, und es könnte doch den Redakteuren dieser Blätter gar nichts schaden, wenn sie auch nur einmal den „Ehrgeiz“ der Frau Wettstein-Abelt hätten und mehrmonatliche Studien in Arbeiterkreisen machten; selbst bei „Schnellphotographien“ läme noch immer mehr für die soziale Erkenntniß der betreffenden Redaktion heraus, als bei Bier- und Statereisen. In Wahrheit hat offenbar Frau Dr. Wettstein gar keine wissenschaftliche Schrift liefern wollen, an die man irgend welche methodologische Anforderungen stellen müßte. Sie giebt Stimmungsblätter namentlich aus dem Chemnitzer Arbeiterinnenleben, schlichte Erzählungen, die wie gesagt, manchmal geschickter in der Form und deren einzelne Fälle präzier umschrieben sein könnten — aber sie reißt doch als Bürgerliche so müthig den Schleier vor all' dem Elend und Grauen, welches in den Regionen der Arbeiterinnen herrscht, daß sie nicht einfach zum großen Haufen der Eina Morgenstern etc. zu werfen ist. Sozusagen gewisse Zehnreihen über die Arbeitszeit und Mietzpreise darf man in dem Buche nicht suchen. Aber wie die Arbeiterinnen und Mädchen durch die wirtschaftliche Noth körperlich und geistig verkommen, wie das kapitalistische Volkssystem die Arbeiterin zur Frage verzerrt und die Keuschheit des Mädchens zur Waare der Bourgeoisie und auch für Arbeiter und Soldaten gemacht hat, wie in den Fabrikhallen Leib und Seele verderben werden und in den Wohnhöhlen der Proletarier oft ein verwahrloste Kindergepflecht aufwächst, dies schildert die Verfasserin in Augenblicksbildern, die sehr willkommen zu heißen sind, und die, soweit wir sehen können, auch nichts anderes sein sollen, als Momentphotographien nach dem Leben. Daß die Porträts getroffen sind, geben die sächsischen Industrieellen indirekt zu, indem sie sich auf die schlechte Lage der Chemnitzer Industrie berufen, wahrscheinlich nicht es bei der „schlechten Lage“ in den Willen der Industriellen ähnlich aus, wie in den Wohnhöhlen der Arbeiter, welche die Frau Wettstein beschreibt? Wenn man also gegen die augenscheinlichen Mängel der Schrift nicht blind zu sein braucht und außerdem noch vermessen muß, daß die Verfasserin die Noth als Ursache und die geistige Verkommenheit als Wirkung nicht genug auseinander gehalten hat, so könnten doch die traurigen Schilderungen der Bourgeoisie ein granenerregendes Metakel an der Hand sein und sie zur Umkehr und Einsicht mahnen, wie es die Verfasserin erwartet — wenn die Verfasserin nicht auch hier noch tief in den bürgerlichen Verhältnissen und Anschauungen befangen wäre. Sie geißelt den

Zynismus und die Blindheit der bestehenden Klassen, die den „schlanen Kirchthurn“

der Kultur aufbauen wollen, ohne das Fundament zu legen, ohne die Noth unten zu sehen; sie spottet über die „ehrbarsten Töchter“, die ja auch „auf die Sinnlichkeit der Männer spekulieren mit entblöhten Armen, Nacken und Schultern, wie jede Straßenhündin“. Sie hat erkannt, daß nur „das Fortkommen der Eltern“ den Unterschied macht, und hat sich doch noch nicht zu der Konsequenz dieser Anschauungen durchdringen können, daß dann die Sozialdemokratie den einzigen einheitlichen Standpunkt zur Kritik und Beseitigung dieser Verhältnisse bietet. Sie erkennt zwar an, daß in sozialdemokratischen Arbeiterfamilien meist bessere Wirtschaft herrscht, als anderswo und daß über kurz oder lang Arbeiterin und Sozialdemokratie gleichbedeutend sein dürfte. Aber an anderen Stellen spricht sie wieder davon, daß die Sozialdemokratie der Hebung der Verhältnisse den Weg „verstopft“. Die häßliche Behandlung, welche ihre Schrift in der Bourgeoisipresse findet, obgleich sie selbst noch Angehörige der bürgerlichen Gesellschaft ist, wird Frau Dr. Wettstein wohl davon überzeugen, wer den Weg „verstopft“, der Kapitalismus oder die Sozialdemokratie. Und wenn die Verfasserin es nicht beim ersten dialektischen Anlauf, der aber ihren besten Willen gezeigt hat, bewenden läßt, so kann sie noch eine tapfere Mitarbeiterin im wirklichen, ehrlichen Kampfe um die Befreiung des Proletariats werden. („Vorwärts“)

wieder wie früher nach einer 3jährigen Periode vor den Neuwahlen.

Wenn man auch die Entscheidung noch nicht gefasst ist, so muß unsere Partei doch mit der Möglichkeit einer Reichstagsauflösung rechnen, und wir werden deshalb gut thun, unsere Vorbereitungen zu treffen. Es sollten deshalb die Parteigenossen in allen Wahlkreisen ihre Organisationen in Stand setzen, dieselben erweitern und ausbauen. Wo immer es möglich und nur einige Aussicht auf Erfolg vorhanden ist, muß verfaßt werden, auch die landliche Bevölkerung dafür zu interessieren. Gleichwohl wird man sich hüten vor einer Zerplitterung der Kräfte, wird man die Wandlung nicht verschleiern, wo absolut keine Aussicht auf nennenswerthen Erfolg ist. Wird der Reichstag aufgelöst, dann lautet die Losung der Regierung: 100,000 neue Soldaten; die umzuziehe; diesem System keinen Mann und keinen Groschen. Das wäre eine vortheilhafte Wappparole, wie sie günstiger noch nicht gegeben war. Die bürgerlichen Parteien haben heillosen Angst vor der Krise, welche im Anzug ist; unsere Partei sieht der Entwicklung der Verhältnisse mit jener Ruhe entgegen, die das Verwahrsam für eine gute Sache zu freieren, verleiht. Neuwahlen unter den jetzigen Verhältnissen wären der sozialdemokratischen Partei einen enormen Zuwachs bringen, denn das Volk ist erbittert über den unerfüllten Willensmuth; es sieht, daß es von der Last des militärischen Ungeheures erdrückt wird, es will sich wehren und weiß, daß nur die Sozialdemokratie im Stande ist, der Hydra Militarismus den Kopf zu zerren. Noch nie war die Ungleichheit der Verhältnisse eine so allgemeine wie gegenwärtig, wo die Ernährungsverhältnisse sich immer ungleicher gestalten, die Nachfrage des Volkes von Tag zu Tag wächst. Die Ungleichheiten zu sammeln, aufzuklären über die Ursachen unserer sozialen Mißverhältnisse und zu organisieren, das ist die Aufgabe der Sozialdemokratie. Die Verhältnisse stehen auf „Spiz und Knopf“, Neuwahlen jetzt könnten für die zukünftige Entwicklung unserer Partei von eminenter Tragweite sein. Halten wir uns deshalb bereit, rechtzeitig mobilisieren zu können, damit wir allen Eventualitäten gewachsen sind. Durch Verschärfung der Wuchergeetze soll der abgeroderten Volksmasse in Deutschland aufgeholfen werden. Gewiß eine köstliche Komödie, wenn man in einer Gesellschaft, deren Wirtschaftssystem auf Auswucherung der Massen beruht, voll stichtiger Entrüstung verkündet: es sollen Wuchergeetze gegeben werden, um den Wucher zu befechten durch Bestrafung der Wucherer. Wäre daran etwas, so mühte diese nämliche Gesellschaft nicht mehr und nicht weniger thun, als sich aufhängen. Wovon lebt denn diese Gesellschaft? Vom Geldwucher, vom Kornwucher, vom Holz- (Abzug-)wucher, vom Getreide- (Schutz-)wucher, vom Steuerwucher, vom Anleihenwucher — kurz, die sämtlichen Lebenswurzeln der bereitwillig herrschenden Gesellschaft saugen wucherisch das

Zur Tagesgeschichte. Deutsches Reich.

Dresden, 1. Dezember.

— Daß die neue Militärvorlage, wenigstens ihr zweiter, der Ergänzung der Friedensmaßregeln betretender Theil, nur wenig Aussicht auf Annahme im Reichstag hat, sehen nachgerade auch jene Sangunsten ein, die sich von der „überzeugenden Wirkung“ der Begründung der Vorlage und der Rede Caprioli's auf die Abgeordneten bis noch in die jüngste Zeit hinein Wunderdinge versprochen. Der zuverlässliche Ten in der offiziösen Presse ist seit Kurzem nicht mehr zu hören, vielmehr Besorgnisse gewichen. Man glaubte eben schon das Zentrum für die Vorlage in der Tasche zu haben, muß aber jetzt einsehen, daß dies so schnell doch nicht geht. Der Militärvorlage hätte ja zur Annahme nur allein das Zentrum verbleiben können. Aber zu deutlich hat sich unter seinen Wählern die Opposition gegen die Militärvorlage ausgesprochen, als daß die Reichstagsopposition ihr trotzen könnte, und sie wird deshalb mehr auf ihre Kandidat als auf die Militärvorlage bedacht sein müssen. Wir sehen einer Auflösung des Reichstages mit frohem Muthe entgegen. Die erste ständige Wahlperiode hätte damit gleich Hinsie gemacht und wir ständen

Niemand will, verbrauchen wir ihn. Ja, mein Alter, an den Tagen, wo wir Brod haben, tunken wir es in das Del, da.“

Er wies auf einen Krug in einem Winkel des Kellers. Das Del war übergelaufen, große Fettspecken hatten die Wauer und den Fußboden schwarz gefärbt. Claudius lachte nicht mehr. Welch ein Elend! Wie möchte man denen einen Vorwurf machen, welche solch ein Jammer mußgedrohen zu Boden wirft? Jetzt betrie er dem unglücklichen Freunde die Konzeptionen welche er vorher an dem Wobbel des badenden Mädchens geäußert; jetzt emulsdigete er selbst die hühliche Wüste. Er durchsuchte den Raum, dabei emiedelte er eine Kopie nach Wanderna, welche Ghoine im Louvre gemalt, und die in ihrer trockenen Härte mit erlauchlicher Treue das Original wiedergab. „Oho!“ murmelte er, „das ist ja fast meisterhaft getroffen. Velleicht ist dieser arme Mensch nun vierhundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen?“ Und da es jetzt sehr heiß wurde, seinen Ueberdruß aus, indem er hinzusetzte: „Er bleibt lang aus, um Tabak zu holen.“ „Ach, ich kenne diesen Tabak,“ entgegnete Roubadeau, an seiner Wüste arbeitend. „Sein Tabak ist hier nebenan. Wenn er mich beschäftigt sieht, läuft er zu Matschiren. Reinetwegen.“ „Wo diese Kieckel lebt noch immer?“ „Ja, eine Gewohnheit. Sie oder eine Andere. Ueberdruß ist sie es selbst, die immer wieder zurückkommt.“ Er erstigte weiter von Matschiren: „Seit dem Tode ihres Mannes war sie wieder frommer geworden, was sie jedoch nicht verhinderte, viel Kegerneiß in dem Stadtviertel zu erregen.“

Feuilleton. Aus der Werkstatt der Kunst. Roman von Emile Zola. (Fortsetzung.)

Er hob die meisten Lächer von einer frisch modellierten Wüste. Es war ein länglicher Kopf, den ein Backenbart noch mehr verlängerte, ein von Anmaßung und Dummheit gezeichnetes Gesicht. „Das ist ein Aboelat aus der Nachbarschaft. Eine schwebliche Frage, nicht wahr? Dabei peinigt mich der Mensch mit seiner ewigen Ermahnung, ich soll ihm den Mund recht fein machen! ... Aber der Hunger thut noch, alter Freund!“ Er sprach jetzt von einem badenden Mädchen, das er für den Salon machen möchte. Einer stehenden Figur, welche den Fuß prägnant ins Wasser streckt, während den ganzen Leib, bei der Bearbeitung des kalten Elementes ein köstlicher Schauer durchrieselt. Roubadeau wies ein kleines Modell vor, welches schon rüßig geworden. Claudius betrachtete es, übertraf und sehr unangenehm berührt von den Konzeptionen, welche der Bildhauer darin dem Geschnack des Publikums machte. Es war ein Gemisch des Niedlichen, das gefallen will, und des Kolossalen, welches an die „Wagnerin“ erinnerte. „Aber wo nur das Geld hernehmen?“ fragte Roubadeau. „Eine stehende Figur erfordert ein eisernes Gestell, einen Sattel, den ich nicht habe, allerhand theures Zubehör! Ich werde mich vermuthlich entschließen, ein am Rande des Wassers liegendes Mädchen daraus zu machen. — Nun, was sagst Du, wie gefällig ist Dir?“ „Nicht über!“ erwiderte der Maler. „Etwas zu sehr, wo Ihre Harten Häuten; aber das wird

man erst in der Ausführung beurtheilen können... Und stehen, mein Junge! Sonst ist das ganze Ding nichts wert.“ Der Ofen brante. Chaine erhob sich schweigend, schritt hin und wieder, trat endlich in das finstere Gemach, wo das Bild stand, welches er mit Roubadeau theilte, und kam im nächsten Augenblick, den Hut auf dem Kopf, wieder zum Vorschein. Noch immer stumm verschlossenen Mundes, ergriß er mit der bäuerlich-stielen Hand ein Stück Reiskohle und schrieb auf die Wauer: „Ich geh' Tabak kaufen, leg Kohle nach.“ Danach verließ er das Atelier. Verbirgt hatte Claudius diesem Treiben zugesagt: „Was bedeutet das?“ „Wir sprechen nicht mehr miteinander, wir schreiben nur,“ versetzte der Freund ruhig. „Seit wann?“ „Seit drei Monaten.“ „Und Ihr schreift in einem Zeit?“ „Ja.“ Der Maler ließ ein lautes schallendes Gelächter hören. „Nun man hätte Schadel haben, um so etwas fertig zu bringen! Und was hat Euch denn ent, wie?“ Der Maler machte seinem Unmuth gegen Chaine Luft, indem er die Geschichte zum Besten gab: „Hatte er nicht eines Tages, als er unversehend deinkam, diesen lächerlichen Hämmer mit Reiskohlen, der Reiskohle von nebenan, im tiefsten Regal übertraf, wie sie Beide einen Topf ausgemachtes Obst verkehrten! Nicht Gefirrußt machte ihn böse, darüber war er hinaus. Aber das Eingemachte empörte ihn. Keim! niemals wird er es dem Menschen vergeßen, daß er sich heimlich Bettereien erlaubt, während er, Roubadeau, treuend“